

reisen, um durch persönliche Vermittelung bei dem Stationschef eine raschere Beförderung zu erwirken, und den Frachtbetrag dafür, der sich auf elftausend Gulden belief, gleich mitnehmen. Hardtsfelder hatte jedoch den Tag vergehen lassen, ohne Marquardt mit dem Gelde nach der Station zu senden, und war gegen Abend ausgegangen. Um die übliche Stunde des Comptoirschlusses entfernte sich das Personal und Marquardt ging ebenfalls, in der Meinung, der Chef habe anderweitig disponirt. Nur Prachwitz blieb zurück, um Herrn Hardtsfelder daran zu erinnern, daß die elftausend Gulden noch nicht abgehendet seien. Als Hardtsfelder endlich kam, befand er sich in einer gewissen Aufregung. Es hatte ihm Jemand auf der Straße mitgeteilt, daß das Berliner Getreidehaus im Begriff sei, seine Zahlung einzustellen. „Wir haben von demselben über hunderttausend Mark für Frachtauslagen zu fordern,“ sagte er zu dem Buchhalter, „und müssen uns schleunig zu decken suchen. Sie wissen, daß noch ein zweiter Getreidezug von Pest an uns abgegangen ist. Diesen letzteren lassen Sie in Wien, wohin Sie heute noch abreisen müssen, aufladen und die Ladung für unsere Rechnung in ein dortiges Magazin bringen, damit wir die Fracht hierher ersparen. Den anderen Extrazug bezahlen Sie an der Grenzstation, wo Sie hinlänglichen Aufenthalt haben; sobald er hier ankommt, lasse ich das Getreide in unser Lagerhaus schaffen. Auf diese Art haben wir zwei hinreichende Pfänder in der Hand. Sie müssen sofort nach dem Bahnhofe, während ich zum Bankier Mausfeld eile, um mich über jene fatale Nachricht zu vergewissern, denn von diesem will mein Gewährsmann die Sache erfahren haben. Stellt es sich heraus, daß man mich nur ohne Grund hat ängstigen wollen, so werde ich noch vor Abgang des Zuges auf dem Bahnhofe sein und Sie brauchen dann nur bis zur Grenzstation zu fahren, um dort die elftausend Gulden abzuliefern und für die rasche Expedition des Getreidezuges zu sorgen. Komme ich aber nicht, so bleibt es bei unserer ersten Verabredung und Sie lösen sich ein direktes Billet bis Wien.“

Prachwitz war über den unerwarteten Auftrag sehr betroffen gewesen. Er hatte entgegnet, seine schon seit Wochen schwelkende Frau schwerlich stündlich zwischen Leben und Tod, er könne unmöglich unter solchen Verhältnissen verreisen. Infolge dieser Weigerung war es zwischen ihm und dem Prinzipal zu einem heftigen Austritt gekommen, wobei ihm Hardtsfelder mit Entlassung drohte. Prachwitz hatte sich endlich dem Willen des Prinzipals gefügt, um so mehr, als er an der Wahrheit des Gerüchtes über die prekäre Lage des Berliner Getreidepekulanten zweifelte und die Hoffnung hegte, nur bis zur Grenzstation reisen zu müssen. Nachdem er von Hardtsfelder die elftausend Gulden empfangen, welche dieser aus dem Kassenschrantke nahm, war er rasch nach Hause geeilt, um nach seiner Frau zu sehen, und hatte sich dann auf den Bahnhof begeben, wo er vergebens auf Hardtsfelder wartete, und daher das Billet nach Wien nahm.

Das war die Aussage des Buchhalters; ihr stand die Ueberzeugung des Gerichtshofes entgegen, daß sie nur eine geschickte Erfindung des Angeklagten sei, um das Verbrechen von sich abzuwälzen. Der Commis Marquardt, der ursprünglich zur Ueberbringung der elftausend Gulden ausgesandt gewesen sein sollte, verneinte dies aufs bestimmteste, trotzdem sich annehmen ließ, daß er lieber zur Entlastung des Angeklagten beigetragen hätte, da er mit demselben näher befreundet und in dessen Familie er ein häufiger Gast war. Auch das drohende Palliment der Berliner Getreidefirma erwies sich als eine Fabel. Daß ein Anderer den Mord begangen haben könne, dafür lag nicht der geringste Anhalt vor, und so wurde über Prachwitz das Schuldig ausgesprochen. Das Urtheil lautete auf Todesstrafe, welches die Gnade des Landesfürsten in lebenslängliches Zuchthaus verwanbelte.

Die unglückliche Frau des Verurtheilten, die gegen alles Erwarten von ihrer schweren Krankheit wieder genes, verließ mit ihrem vierjährigen Eugen den Ort, wo der Name Prachwitz gebrauchtemark war, und zog nach einer fern gelegenen großen Handelsstadt an der Ostsee. Bei ihrem Geschick in feineren weiblichen Handarbeiten fehlte es ihr nicht an hinreichender Beschäftigung, um eine bescheidene Existenz zu fristen und ihren heranwachsenden Knaben einen guten Unterricht genieschen zu lassen. Nach vollendeter Schulzeit trat Eugen bei einem reichen Kaufmann, Namens Dombrowsky, welcher ein großes Rhabereigefäß betrieb, in die Lehre.

Eugen erfuhr nichts über seinen Vater, als daß derselbe gestorben sei, und mußte seiner Mutter in ihrer Todesstunde das feierliche Bistprechen geben, niemals seine Heimathstadt aufzusuchen, und sich nie nach den früheren Verhältnissen der Familie erkundigen zu wollen.

Eugen's Fleiß und vortrefflicher Charakter erwarben ihm in hohem Grade das Vertrauen seines Prinzipals, und an seinem achtundzwanzigsten Geburtstag erhielt er die Procura des Hauses. Damit schien aber das Füllhorn des Glücks noch nicht erschöpft. Herr Dombrowsky besaß eine Tochter. Schon während Eugen's Lehrzeit hatte zwischen ihm und der kleinen Marianne ein fast geschwisterliches Verhältniß bestanden, aus welchem sich später eine tiefere gegenseitige Herzeneigung entwickelte. Marianne übernahm es selbst, beim Papa als Fürsprecherin des zöghaften und bescheidenen Eugen aufzutreten. Herr Dombrowsky erblickte in einer Verbindung seiner Tochter mit dem vortrefflichen jungen Manne die sicherste Bürgschaft für das Glück seines einzigen

Kindes, und in Ermangelung eines männlichen Erben, auf welchen das Geschäft einst übergehen konnte, glaubte er in Eugen Prachwitz als Schwiegersohn zugleich den geeignetsten und würdigsten Nachfolger gefunden zu haben. „Kinder,“ sagte er, „meinen Segen habt Ihr von ganzem Herzen, es fragt sich nur, was die Mutter dazu sagt; ich fürchte, da wird es harte Kämpfe geben.“

Leider hatte der alte Herr richtig prophezeit. Frau Dombrowsky stammte aus einer vorarnten altadeligen Familie und besaß den Ehrgeiz, ihre Tochter durch Heirath ebenfalls in den Adelsstand versetzt zu sehen. Hierzu bot sich gerade eine günstige Gelegenheit, da ein adeliger Rittmeister Marianne, der fünfzigsten reichen Erbin, schon seit einiger Zeit unverkenbare Aufmerksamkeiten erwies, welche von Frau Dombrowsky ermutigt wurden. Man kann sich nun ihren Unwillen denken, als sie ihren stolzen Traum bedroht sah. Da gab es aufregende Familienscenen, täglich flossen Mariannes Thränen, und zwischen Dombrowsky, welcher keinen anderen als Eugen zum Schwiegersohne haben wollte, und seiner Gattin drohte es zu einem unheilbaren Bruche zu kommen.

So standen die Dinge, als Eugen an einem Spätnachmittage in seiner Wohnung die Vorbereitungen zu einer Reise nach dem Seehafen traf, um dem Kapitän eines nach Amerika abgehenden Schiffes, welches Herrn Dombrowsky gehörte, Gelder und Instruktionen zu überbringen. Da klopfte es an die Thüre. Der eintretende Besucher war ein Mann von zweifelhaftem Alter in sehr herabgekommenen Kleidern.

„Eugen Prachwitz,“ rief er von den Lippen des Besuchers, welcher den jungen Mann eine Weile unverwandt angeblickt hatte, „wo ist Ihre Mutter?“

„Sie ist todt,“ antwortete Eugen, erstaunt über die seltsame Art, in welcher sich dieser Fremde bei ihm einfuhrte.

Dieser bedeckte das Gesicht mit den Händen, als ob er mit einer tiefen inneren Bewegung kämpfe.

„Und Ihr Vater?“ begann er endlich wieder. „Haben Sie gar keine Erinnerung mehr an ihn?“

„Nein, er starb zu früh, als daß ich mich seiner noch erinnern könnte.“

„Nun, mein Sohn,“ rief der Fremde, „Dein Vater ist nicht gestorben — er steht vor Dir!“

„Unmöglich!“ entgegnete Eugen erschrocken.

„Deine Mutter gab mich für todt aus, weil ich vor vierundzwanzig Jahren eines Mordes und Diebstahles angeklagt und zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt wurde.“

„O, arme, arme Mutter, jetzt verstehe ich Deinen letzten Wunsch!“ rief Eugen auf's Tiefste erschüttert.

(Fortsetzung folgt)

### Vermischte Nachrichten.

— Berlin. Am 11. April vor 100 Jahren erging von König Friedrich Wilhelm II. der Befehl, das Brandenburger Thor in seiner jetzigen Gestalt zu errichten. Das großartige Werk, bekanntlich eine Nachbildung der Vorhalle zur Akropolis in Athen, ist von Langhans erbaut und wurde 1793 vollendet. Die Siegesgöttin, welche die Plattform schmückt, war in demselben Jahre fertiggestellt; dieses auch geschichtlich so bedeutsame Kunstwerk ist von Meister Schadow modellirt, von den Gebrüdern Wohlens zu Potsdam in Holz gehauen und vom Kupferschmied Jury daselbst in Kupfer getrieben. Das Thor wurde zuerst bei der Rückkehr Friedrich Wilhelms II. aus dem Feldzuge in der Champagne geöffnet. Damals sang man auch zum ersten Male das von Dr. jur. Schumacher in Lübeck gedichtete, später zum Volksliede gewordene „Heil Dir im Siegerkranz.“

— Was Berlin wegwirft. Es ist eine bekannte Thatsache, daß in unserer industriösen Zeit die Abfälle oder Wegwurfstoffe der großen Städte „Goldbergen,“ wie der Geschäftsmann zu sagen pflegt: das heißt, daß in ihrer geschäftlichen Ausbeutung und Verwerthung ein ungemein großer Gewinn liegt. Londoner Müllhändler oder Müll-„Ausschächter“ sind Millionäre geworden, die geschäftliche Bedeutung der vielgenannten Pariser Lumpensammler ist bekannt, in London, Paris und den größeren italienischen Städten existirt eine ganze Reihe verschiedener ähnlicher Industriezweige, welche in italienischen Städten sogar stellenweis von reichen adeligen Familien gepachtet sind. Das „Habern“ oder Lumpen-Exportgeschäft ist in Berlin wie in ganz Deutschland ein durchaus bedeutender Handelszweig; aus dem Ertrage der abgeschliffenen Cigarrenspitzen werden alljährlich unzählige Wohlthätigkeitskassen bestritten und es giebt in Berlin eine ganze Reihe von Existenzen, die ein gewinnbringendes Geschäft aus dem Ein- und Verkauf der Küchenabfälle in den großen Restaurants und Hotels machen — welche Abfälle einen bedeutenden Vertrieb als Hundefutter finden und so massenhaft gefragt sind, daß einzelne Händler auf ein einzelnes großes Hotel oder Restaurant monatlich bis zu 400 Mk. für dessen Küchenabfälle zahlen. Der Kaffeegrund der großen Hotels und Restaurants wird gekauft, getrocknet und zu billigem Preise, aber immer noch mit erheblichem Gewinn, an arme Leute abgegeben; das zum Bouillonkochen benutzte Fleisch wird verkauft und zu dem Preise von 10—20 Pf. pro Pfund an arme Leute — ein wahrer Segen für diese — weiterverkauft.

Ein hiesiger Geschäftsmann, wohl der bedeutendste in seiner Branche, der mit diesen Abfällen einen ganz außerordentlichen Umsatz erzielt, geht aus Coulanz für den ihm daraus erwachsenden Gewinn humanerweise so weit, daß er an einem bestimmten Tage jedes Monats seinen gesammten sonst zu 10 Pf. pro Pfund verkauften Vorrath an Bouillonfleisch gratis an seine Kunden abgiebt. — Ein neuer solcher Abfall-Industriezweig nun, der in Paris und einigen italienischen Städten längst in Blüthe steht und Leute reich gemacht hat, soll gegenwärtig hier von einem geschäftlichen Unternehmer in die Hand genommen werden: das Sammeln und bezw. Aufkaufen von Cigarrenresten, sogenannten Cigarrenstummeln zur Fabrication billiger Schnupstabake. Ein zur Zeit hier weilender Franzose beabsichtigt die Sache zu entwerfen. Nicht nur sollen in den Restaurants u. d. weggeworfenen Cigarrenreste pachtweis übernommen, sondern auch „Sucher“ angestellt werden, welche dieselben in den Straßen auslesen und in den Häusern als Aufkäufer von Hintertür zu Hintertür gehen. In Paris wird dieser eigenartige Industriezweig in dieser Weise betrieben und die Organisation soll hier eine gleiche werden. Kommt die Sache in Gang, so werden wir also bald eine ganz neue Art von „Naturforschern“, wie der Volkswitz derartige Sammelwüthige nennt, in den Straßen unserer Stadt — zu bewundern haben.

— Hamburg. Die Frage, ob es in der Reichshauptstadt oder in der zweiten Stadt des Reiches die meisten schwerreichen Leute giebt, ist merkwürdig genug, zu Gunsten Hamburgs zu beantworten. Die statistischen Nachweise über die Einkommensteuer geben ziemlich genauen Aufschluß darüber. Während in den Einkommen von 3500 Mark bis hinauf zu 25,000 Mark sich die Wohlhabenheit zwischen Hamburg und Berlin die Waage hält, das heißt, entsprechend der dreimal größeren Einwohnerzahl, in annähernd gleichem Verhältniß übertrifft, verliert Berlin schon bei einem Jahreseinkommen von 50,000 Mark. Denn es sind in Berlin verzeichnet 1300 Steuerzahler mit 48,000 Mark und 750 in Hamburg mit 50,000 Mark. Bei einem Einkommen von 100,000 Mark überwiegt Berlin nur noch um etwa zwei Fünftel. Von Steuerzahlern zu 120,000 Mark gab es in Hamburg 55, in Berlin nur 36. Während Berlin bei 200,000 Mark überwiegt, übertrifft Hamburg die Reichshauptstadt mit Steuerzahlern von 240,000 bis 480,000 Mark wieder erheblich, nämlich im Verhältniß von 26 zu 7. Annähernd eine Million Mark wiegen die Steuerbürger zählt Berlin 11, Hamburg 6, dagegen giebt es in Hamburg 6 Personen, welche ein Einkommen von 1—2 Millionen Mark und mehr versteuern, während sich solche Glückliche in Berlin nur 4 befinden. Man sieht, im Handelsstande giebt es sehr reiche Leute. Obgleich Berlin dreimal so groß wie Hamburg ist, versteuern dort ein Einkommen von 120,000 Mk. und mehr im Ganzen nur 140, in Hamburg dagegen 174 Personen.

— Halle. Im Laufe des Sommers steht hier wieder einmal das interessante Schauspiel einer Huldigung der uralten Bruderschaft der Salzwirker im Thale zu Halle an den neuen Landesherren bevor. Die letzte derartige Festlichkeit war — so berichtet man der „Frfr. Ztg.“ — im Sommer 1861 zu Ehren des Königs Wilhelm. Bekanntlich verbindet sich mit der Huldigung der Bruderschaft, die ihren Ursprung bis auf die Zeiten Karl Martell's zurückführt, eine Festlichkeit eigener Art, indem der Korporation von dem jedesmaligen neuen Landesherren ein Pferd, gestatteter Hengst, aus dem eigenen Marstalle geschenkt wird, das der Älteste der Gemeinde dem veranstalteten festlichen Umzuge voraufreitet, worauf das Thier verkauft und der Erlös der Bruderschaftskasse überwiesen wird. Bei dem bezüglichen Umzuge erscheinen die Halloren in ihrer malerischen Festtagstracht, unter Musik und Vortragung der Fahnen, die zum Theil bis auf einzelne Fäden vom Zahn der Zeit zernagt sind, und mit Waffenschmuck ziehen vor das königliche Oberbergamt, empfangen dort auf der Hand des „Salzarafens“, eines der ersten Mitglieder der Bergbehörde, die erneute landesherrliche Bestätigung ihrer Privilegien und die königlichen Geschenke, bestehend eben in einem Hengst aus dem königlichen Marstalle mit Sattelzug und Decke nebst einer Fahne. Nachdem der Älteste der Halloren das Pferd bestiegen, geht der Zug in gleicher Ordnung, die Vorsteher voran, vor dem Reiter Schildträger, nach ihm Schildknappen und mehrere Schwertträger, über den Marktplatz nach der Halle, woselbst sich der Soolbrunnen „Gutjahrbrunnen“ (früher bestanden vier Brunnen) befindet; dieser wird umschlossen, der alte Reiter umreitet den Brunnen, einen Flambeg in der Hand, begleitet von Schildknappen und Schwertträgern (früher ritt der Älteste an alle vier Brunnen heran), um ihn unter Böllerschüssen und Gewehrsalven dem neuen Landesherren in herkömmlicher Weise zu bestätigen.

Das „Leipziger Tageblatt“ schreibt: „In Zeiten, wo Jedermann, sei es der Geschäftsmann, der Landwirth, ja sogar der kleine oder große Rentier über Schmälerung seines Einkommens, oder der Beamte über Bertheuerung der Lebensbedürfnisse berechtigete Klagen hat, ist es wohl angebracht, auf ein Mittel zu wesentlichen Ersparnissen in der Kleidung u. aufmerksam zu machen,